

sît ich die nôt an mir weiz.

**Zur narrativen Konfiguration des lyrischen *paradoxe amoureux*
im ›Mauritius von Craûn‹***

Christine Putzo

I.

»Mit Fug und Recht läßt sich aber behaupten, daß über kaum eines der Probleme, vor die der Text stellt, Konsens erzielt wurde.«¹ Die Rede ist hier, in einem treffenden Zitat DOROTHEA KLEINS, von der Erzählung ›Mauritius von Craûn‹, seit ihrem frühen Herausgeber MORIZ HAUPT bekannter unter dem falschen Titel ›Moriz von Craûn‹, entstanden am ehesten um 1200 im oberrheinischen oder rheinfränkischen Raum.² Den ›Mauritius‹ in wenigen Worten zu charak-

* Dieser Aufsatz lag 2008 abgeschlossen vor. Für die Drucklegung 2012 ist er um Hinweise auf seither erschienene Literatur ergänzt worden, inhaltlich aber unverändert geblieben.

1 DOROTHEA KLEIN, ›Mauritius von Craûn‹ oder die Destruktion der Hohen Minne, *ZfdA* 127 (1998), S. 271 – 294, hier S. 271.

2 Der Text ist unikal und ohne Zuweisung eines Autornamens im ›Ambraser Heldenbuch‹ (Wien, ÖNB, Cod. Vind. Ser. nov. 2663) überliefert, und zwar im ›höfischen‹ Eingangsteil der Sammlung. Die Qualität dieser späten Abschrift ist besser als sie die Forschung besonders in Nachfolge der stark konjizierenden Edition ULRICH PRETZELS (Moriz von Craun. Unter Mitwirkung von KARL STACKMANN und WOLFGANG BACHOFER im Verein mit ERICH HENSCHEL und RICHARD KIENAST hg. von U. P., Tübingen 1956 u. ö. [ATB 45]) lange beurteilte. Schon DOROTHEA KLEIN legte ihrer Übersetzung daher den Text der früheren Edition durch EDWARD SCHRÖDER zugrunde: *Mauritius von Craûn. Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch*. Nach dem Text von E. S. hg., übers. u. komm. von D. K., Stuttgart 1999 (RUB 8796). Die Neuedition durch HEIMO REINITZER schließlich nahm die Konjekturen PRETZELS weitgehend zurück und arbeitet so handschriftennah wie möglich, ohne freilich auf Eingriffe ganz verzichten zu können: *Mauritius von Craûn*, hg. von H. R., Tübingen 2000 (ATB 113). Der Text geht vermutlich auf eine altfranzösische Quelle zurück, die indes nicht erhalten ist. Überliefert ist dagegen ein Fabliau ›Du chevalier qui recovra l'amor de sa dame‹ (abgedruckt u. a. bei REINITZER, S. 97 – 111), das gemeinsame Handlungszüge mit dem ›Mauritius‹ aufweist. Dieses Fabliau gilt heute als Vorlage einer verlorenen französischen Quelle der deutschen Erzählung (vgl. KLEIN, S. 27 f.). Eine sichere Datierung des ›Mauritius‹ ist nicht möglich; klarer *terminus post quem* ist lediglich der Bezug auf Heinrich von Veldeke in V. 1160. Dennoch stand die zeitliche Einordnung lange im Mittelpunkt der Forschung: vgl. zusammenfassend HANS-JOACHIM ZIEGELER, *Moriz von Craûn*, ²VL 6 (1987), Sp. 692 – 700, hier Sp. 693 – 696, KLEIN, S. 23 f. sowie REINITZER, S. XIV-XVI. Die Datierungsversuche, die sich überwiegend auf einflussgeschichtliche Spekulationen sowie vermutete Bezüge auf historische

terisieren und im Kontext der mittelhochdeutschen Literatur zu lokalisieren, fällt schwer. Er ist, so KLAUS GRUBMÜLLER, »in der deutschen Literatur nirgendwo anzubinden; von ihm gehen keine Wirkungen aus, und er knüpft nirgendwo an« – er ist ein »Einzelexemplar«, das sich keiner Gattung recht zuordnen oder, nach dem gattungsgeschichtlichen Konzept, dem GRUBMÜLLER folgt, keiner ›literarischen Reihe‹ so recht anschließen lässt.³

Probleme des Textes auf der einen Seite, Probleme der Anbindung an ein Vorher und Nachher auf der anderen Seite: Der Gedanke liegt nahe, dass diese zwei Problemfelder sich gegenseitig bedingen – oder womöglich erst herstellen: dass also die Probleme des Textes die seiner fehlenden ›Sättigung‹ durch kontextuelle Verbindungen in einer literarischen Reihung sind. Es geht und ging der Forschung stets um eine Verkotextung des facettenreichen Textes.⁴ Ziel meines

Ereignisse oder Personen stützten, bewegen sich zwischen 1180/84 und 1240. Gegen die Tendenz der jüngeren Forschung, die eher zur Spätdatierung neigt, argumentierte zuletzt REINITZER, S. XVI, mit Hinweis auf lexikalische Indizien für die Frühdatierung um 1200. Vehement für die Spätdatierung plädierte seither erneut HUBERTUS FISCHER, *Schiff und Dame. ›Mauritius von Craün‹. Text und Kontext*, Heidelberg 2006, dort bes. S. 9 mit Anm. 12. Vgl. jetzt die neuen Überlegungen bei SONJA GLAUCH, *An der Schwelle zur Literatur. Elemente einer Poetik des höfischen Erzählens*, Heidelberg 2009 (Studien zur historischen Poetik 1), S. 265–325, bes. S. 315–325 (dazu auch unten, Anm. 35).

3 KLAUS GRUBMÜLLER, *Die Ordnung, der Witz und das Chaos. Eine Geschichte der europäischen Novellistik im Mittelalter: Fabliau – Märe – Novelle*, Tübingen 2006, Zitate S. 78 und S. 155. Zu GRUBMÜLLERS Modifikation des traditionellen Gattungsbegriffs vgl. ebd., S. 11–16: GRUBMÜLLER schlägt vor, Gattungen »nicht als klassifikatorische Systeme, sondern konsequent als literarische Reihen« zu sehen, »von denen zu verlangen ist, daß die auf einander folgenden Elemente oder Stufen sich – kontinuierlich oder diskontinuierlich [...] – aber auf jeden Fall erkennbar und beschreibbar aufeinander beziehen« (S. 13 f.). Damit stelle sich nicht mehr die Frage nach der Gattungszugehörigkeit eines Werkes anhand fester Kriterien, sondern danach, ob es, »auch [nur] partiell oder nur für bestimmte Zeiträume und in Überschneidung mit anderen ›Gattungsdomänen‹«, in den »Bannkreis« (S. 14) einer oder mehrerer Gattungen geraten sei. GRUBMÜLLERS Konzept entspricht dem gleichnamigen, später von HANS ROBERT JAUSS aufgegriffenen Begriff der ›literarischen Reihe‹ im Russischen Formalismus, der dort allerdings nur als einzelner Strukturfaktor innerhalb eines umfassenden Beziehungsnetzes verstanden wird: vgl. JURIJ STRIEDTER, *Zur formalistischen Theorie der Prosa und der literarischen Evolution*, in: *Russischer Formalismus. Texte zur allgemeinen Literaturtheorie und zur Theorie der Prosa*, hg. u. eingel. von J. S., München 1994, S. IX–LXXXIII, bes. S. LXXII f.; HANS ROBERT JAUSS, *Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft*, in: H. R. J., *Literaturgeschichte als Provokation*, Frankfurt 1970 (zuerst 1967), S. 144–207, bes. S. 189–194. – Zur (vermeintlich) isolierten Stellung des ›Mauritius‹ vgl. jetzt auch GLAUCH [Anm. 2], bes. S. 265–276.

4 Eine Ausnahme bildet THOMAS BULANG (*Aporien und Grenzen höfischer Interaktion im ›Mauritius von Craün‹*, in: *Literarische Kommunikation und soziale Interaktion. Studien zur Institutionalität mittelalterlicher Literatur*, hg. von BEATE KELLNER [u. a.], Frankfurt 2001 [Mikrokosmos 64], S. 207–229), der den »Problemüberschuss« (S. 208) des Textes nicht zu »logifizier[en]« (S. 208) versucht, sondern zum Ausgangspunkt seiner Untersuchung nimmt. Er erkennt dagegen einen gezielten »Problematisierungsgestus« (S. 208), den er als »Explorationsgestus« (S. 227) deutet: Der ›Mauritius‹ verhandle Codierungen des Höfischen und

Beitrags ist so auch ein Angebot zur literarhistorischen Einbindung des ›Mauritius‹, das an GRUBMÜLLERS Adaptation des ursprünglich formalistischen Konzepts der ›literarischen Reihe‹ anschließt, dabei aber abstrakter vorgeht. Ausgangsthese ist, dass die im einleitenden Zitat genannten ›Probleme, über die ein Konsens bisher nicht zu erzielen war‹, in hohem Maße abhängig sind von der Art, in der der ›Mauritius‹ Handlung erzählt.

II.

Mauritius von Craûn, ein in jeder Hinsicht untadeliger Ritter – »ein Ausbund an Virilität, der wie kein zweiter seinen Leib in die Schanze schlägt«⁵ – hat sein Leben ausschließlich dem Turnierruhm, der *êre* und dem Frauendienst geweiht. Seine Liebe und sein Dienst sind auf die verheiratete Gräfin von Beamunt ge-

ziele so auf eine »Ethnographie der eigenen Kultur« (S. 227). – Einen gründlichen Überblick über die Geschichte der Forschung zum ›Mauritius‹ bietet KLEIN [Anm. 2], S. 31–43. Seither erschienen: BULANG (s.o.); ALBRECHT CLASSEN, ›Moriz‹ [sic] und kein Ende... Zugleich kritisch-provokative Gedanken über den wissenschaftlichen Betrieb in der mediävistischen Germanistik, ABäG 55 (2001), S. 75–93 (Forschungsanalyse); NICOLE JEHL, Die Demontage des Ritter- und Minne-Ideals im ›Moriz von Craûn‹. Ein Blick hinter die Kulissen einer literarischen Utopie, in: Frauenblicke, Männerblicke, Frauenzimmer. Studien zu Blick, Geschlecht und Raum, hg. von WALTRAUD FRITSCH-RÖSSLER, St. Ingbert 2002, S. 69–82 (visualitätsgeschichtlich orientierte Handlungsanalyse); SUSANNE PLAUMANN, Theatrale Züge in der höfischen Repräsentation. Die Inszenierung des Turniers im ›Mauricius von Craûn‹, Zeitschrift für Germanistik N. F. 13 [2003], S. 26–40 (Analyse der Turnierhandlung aus theaterwissenschaftlicher Perspektive); die Monographie FISCHERS [Anm. 2] (Interpretation der Erzählung als Minneexempel nach höfischer Gabenlogik; im Duktus »eine Rehabilitierung der Dichtung nach ihrem tradierten Wort und Sinn« gegen den »biedere[n] Unverstand« der Forschung, S. 9, 284); ALBRECHT CLASSEN, ›Mauritius von Craûn‹ und Otto von Freising's ›The Two Cities‹. 12th- and 13th-Century Scepticism about Historical Progress and the Metaphor of the Ship, The German Quarterly 79 (2006), S. 28–49 (Analyse vor dem geschichtspessimistischen Hintergrund der Chronik Ottos von Freising); SILVAN WAGNER, Krieg als Ritterschaft, Turnierfest und listiger Kampf ums Ehebett. Fiktionale Topik und Parodie gewalthafter Auseinandersetzung im ›Mauricius von Craûn‹, in: Der umkämpfte Ort – von der Antike bis zum Mittelalter, hg. von OLAF WAGENER, Frankfurt [usw.] 2009 (Mediaevistik, Beihefte 10), S. 353–368 (Interpretation des Textes als parodistische Kritik »ritterliche[r] Gewalt, die im literarischen Rahmen des Frauendienstes domestiziert und als Minnedienst höfisch ausdifferenziert wird«, S. 367 f.); DERS., Das Prinzip der *süezen last* im ›Mauritius von Craûn‹ und die Grammatik christlicher Hoffnung. Ein Analyseansatz für höfische Rezeption religiöser Muster im Hochmittelalter jenseits des Einflussparadigmas, Zeitschrift für Germanistik N. F. 18/3 (2008), S. 482–496 (Erklärung des Minnebegriffs im ›Mauritius‹ aus der Logik des christlichen Hoffnungsbegriffs); GLAUCH [Anm. 2], S. 265–325 (dazu ausführlich unten, Anm. 35); FRIEDRICH MICHAEL DIMPEL, Die Zofe im Fokus. Perspektivierung und Sympathiesteuerung durch Nebenfiguren vom Typus der Confidante in der höfischen Epik des hohen Mittelalters, Berlin 2011 (Philologische Studien und Quellen 232), S. 291–318 (dazu unten, Anm. 15).

5 FISCHER [Anm. 2], S. 52.

richtet. Um deren Minne wirbt und dient er beständig, ohne den dafür ersehnten Lohn, nämlich die Gewährung ihrer Minne, zu erhalten: Die qualvolle Unerfülltheit des vergeblichen Strebens ist die *nôt* des Titelzitats, die er *an [im] weiz*.⁶ Erst auf ausdauerndes Drängen erhält er schließlich doch die Zusage der Gräfin, ihm den ersehnten Lohn zu gewähren. Bedingung allerdings ist: Er muss vor ihrer Stadt ein prächtiges Turnier ausrichten und sich darin bewähren. Mauritius veranstaltet daraufhin das größte Spektakel, zu dem er imstande ist, angefangen mit einer ins Monströse umgesetzten Demonstration: Er kann das Unmögliche möglich machen, nämlich mit einem Schiff über Land fahren. (Das Geheimnis dieser Maschinerie, eines riesigen und prächtigen Schiffes, das seine Insignien trägt, sind an den Schiffsrumpf montierte Räder und unter der Verkleidung angeschirrte Pferde.) Im Turnier dann, das nach diesem beeindruckenden Auftakt stattfindet, erwirbt er Ruhm und Ehre. Erwartungsgemäß zeichnet er sich als bester Kämpfer aus. Auch andere höfische und herrscherliche Tugenden, besonders die der *milte*, demonstriert Mauritius bei dieser Gelegenheit im möglichsten Extrem. Weniger gut ergeht es dagegen dem Gatten der umworbenen Gräfin, der als erster in den Kampfestrubel gestürzt war (ohne allerdings zu wissen, um welchen Preis es hier geht): Er tötet versehentlich einen Turniergegner und zieht sich, ehe das Turnier recht begonnen hat, vor Bestürzung über seine Schande weinend in seine Gemächer zurück.

Mauritius soll nach vollbrachtem Dienst der versprochene Lohn gewährt werden. Ein Hoffräulein lässt ihn in ein kostbares Schlafgemach ein; die Gräfin allerdings wird von ihrem immer noch weinenden Gatten aufgehalten und bleibt vorerst abwesend. Mauritius übermannt unterdessen die Müdigkeit. Er nimmt den Vorschlag des Hoffräuleins an, in ihrem Schoß etwas zu schlafen, und verlässt sich auf ihr Versprechen, ihn rechtzeitig zu wecken, sobald die Gräfin sich nähert. Das aber misslingt: Die Gräfin erfasst die Lage schon von weitem, ist so erzürnt über den schlafenden Minnediener, dass sie der Zofe verbietet ihn zu wecken und kehrt in ihr eheliches Schlafzimmer zurück. Mauritius erwacht bald darauf und ist bestürzt. Nach einem erfolglosen Vermittlungsversuch der Zofe aber dringt er gewaltsam in das Schlafgemach der Gräfin ein und erhält dort schließlich, was ihm nach erfülltem Minnedienstvertrag zusteht. Erleichtert wird der Minnevollzug dadurch, dass der im gleichen Bett schlafende Gatte der Gräfin zwar aufschreckt, den vom Turnier noch halb in Rüstung gekleideten und blutverschmierten Mauritius aber für den Geist des zuvor versehentlich getö-

⁶ Mauritius von Craûn, V. 461. Alle Textverweise dieses Beitrags beziehen sich auf die Ausgabe REINITZERS [Anm. 2], die das handschriftliche *not vor mir* an dieser Stelle konjiziert; vgl. dazu die Erläuterung bei HEIMO REINITZER, ›Mauritius von Craûn‹. Kommentar, Stuttgart 1999 (ZfDA, Beihefte 2), S. 57. Die jüngste Monographie zum ›Mauritius‹, FISCHER [Anm. 2], zitiert unter Ablehnung der bereits gemäßigten Textkritik REINITZERS (dazu oben, Anm. 2) wieder überwiegend nach der Handschrift.

teten Gegners hält. In Angst und Schrecken springt er auf und stößt sich dabei so heftig am Schienbein, dass er ohnmächtig umfällt und Mauritius und seiner Frau somit freie Bahn gewährt. Der Minnelohn also wird doch noch ausgezahlt und das ausdauernde Werben des Minneritters hat endlich Erfolg – aber dieses Endlich ist mitnichten ein *happy end*: Mauritius, empört über das Unrecht, das ihm getan wurde, kündigt der Gräfin seinen Dienst auf und zieht davon. Die Gräfin bleibt klagend zurück.

Die Forschung stand dieser merkwürdigen Geschichte, die zudem von einem disproportional langen Prolog flankiert wird und mit didaktischen und deskriptiven Partien durchsetzt ist, von Beginn an ratlos gegenüber. Die Deutungsversuche sind entsprechend divergent. Man hat die Erzählung als lehrhafte Demonstration verstanden, gleichsam als Explikation des Regelsystems der Hohen Minne; man hat sie unter diesem Gesichtspunkt einerseits als affirmativ,⁷ andererseits als kritisch⁸ ausgelegt; man hat sie aber auch als negativdidaktisches Exemplum verstanden, das den Verfall des Rittertums und der höfischen Werte illustrieren soll.⁹ Wieder anders akzentuiert ist die einflussreiche Deutung KURT RUHS als »höfische Thesenerzählung« in der Tradition französischer Minnekasuistik, orientiert an der Minnetheorie des Andreas Capellanus.¹⁰ Wiederholt wies die Forschung indes auch auf die komischen, fast schon burlesken Elemente der Erzählung hin. Entsprechende Interpretationen schlossen sich an: als Parodie, Satire oder Karikatur.¹¹ Daneben las man den »Mauritius«,

7 So etwa KARL HEINZ BORCK, Zur Deutung und Vorgeschichte des »Moriz von Craûn«, DVJs 35 (1961), S. 494–520, GÜNTHER J. GERLITZKI, Die Bedeutung der Minne im »Moriz von Craûn«, Bern 1970 (German Studies in America 4).

8 Die Zeichnung Mauritius' als eines musterhaften Ritters wurde zuerst von HEIMO REINITZER in Frage gestellt: Zeder und Aloe. Zur Herkunft des Bettes Salomos im »Moriz von Craûn«, Archiv für Kulturgeschichte 58 (1976), S. 1–34; DERS., Zu den Tiervergleichen und zur Interpretation des »Moriz von Craûn«, GRM 27 (1977), S. 1–18. Vgl. ferner HEINZ THOMAS, Zur Datierung, zum Verfasser und zur Interpretation des »Moriz von Craûn«, ZfdPh 103 (1984), S. 321–365 sowie bes. HARTMUT KOKOTT, *Mit grossem schaden an eere* (V. 1718). Zur Minne-Lehre des »Moriz von Craûn«, ZfdPh 107 (1988), S. 362–385.

9 Vgl. bes. KOKOTT [Anm. 8].

10 KURT RUH, »Moriz von Craûn«. Eine höfische Thesenerzählung aus Frankreich, in: K. R., Kleine Schriften, hg. von VOLKER MERTENS, Bd. 1: Dichtungen des Hoch- und Spätmittelalters, Berlin 1984, S. 129–144 (zuerst 1970). Vgl. auch ZIEGELER [Anm. 2], Sp. 698 f.

11 In systematischer Analyse hob den parodistischen Gehalt der Erzählung zuerst WALTRAUD FRITSCH-RÖSSLER hervor: »Moriz von Craûn«: Minnesang beim Wort genommen oder Es schläft immer der Falsche, in: *Uf der mâze pfat*. Festschrift für Werner Hoffmann zum 60. Geburtstag, hg. von W. F.-R., Göppingen 1991 (GAG 555), S. 227–254. Dieser Interpretation schloss sich KLEIN [Anm. 1] mit Modifikationen an. Zuletzt untersuchte JEHL [Anm. 4] den »Mauritius« unter diesem Gesichtspunkt; vgl. auch MAX SCHIENDORFER, Das »Ambraser Heldenbuch« und die deutsche Schwankliteratur, *crystallin wort* 1 (2007), S. 149–171, hier S. 161–164. An versteckter Stelle vertrat dieselbe These früh bereits HEINRICH MEYER, Mauritius am Scheideweg. Ein Nachwort, in: GERLITZKI [Anm. 7], S. 115–131. (MEYER distanzierte sich in seinem Nachwort von den Thesen GERLITZKIS, obwohl dessen

oder vielmehr dessen nicht erhaltene, aber vorauszusetzende französische Vorlage, als tagesaktuelles Spottgedicht auf reale Personen, in Weiterentwicklung dieser These als handfest politische Satire: Ein Maurisse von Craon und eine Gräfin von Beaumont sind als Mitglieder des französischen Hochadels im 12. Jahrhundert belegt.¹²

In der letztgenannten Perspektive werden die fehlende ›Sättigung‹ des Textes in einer (historisch verlorenen) Lebenswirklichkeit gesucht und seine offenen Valenzen so besonders deutlich mit dem Platzhalter des zwar Unbekannten, doch Verortbaren verknüpft. Dem gleichen Bestreben und der gleichen Technik aber folgen im Grunde alle skizzierten Ansätze, auch dort, wo sie nicht auf eine historische Realität zielen. Bei aller Divergenz gemeinsam ist ihnen das Bestreben, die offenen Enden zu schließen, die losen Fäden des ›Mauritius‹ zu verknüpfen und mit etwas tunlichst Greifbarem, Konkretem außerhalb des Textes zu verbinden: mit einer unbekanntem Frage, auf die wir im ›Mauritius‹ nur noch die Antwort hören.

Wie diese Antwort aber lautet, ist selbst dann ganz signifikant umstritten, wenn man sich auf die dazugehörige Frage geeinigt hat – wie etwa in der Deutung, die die Forschung trotz ihrer Vielfalt überwiegend bestimmt hat: einer Lektüre des ›Mauritius‹ als einer Auseinandersetzung mit Fragen höfischer Ethik, insbesondere mit dem Konzept der höfischen Minne. Die Erzählung erscheint aus dieser Perspektive als Entwurf eines minnetheoretischen Problems mit gekoppelter Falldiskussion, also als Kasus. Figuren und Handlung des ›Mauritius‹ könnten so über ihre Eigenschaft als Funktionen der Kasusdiskussion fassbar werden, Irregularitäten in Handlungsaufbau und Figurenzeichnung wären von daher erklärbar.¹³ Gegenstand des im Text verhandelten Kasus wären zwei Größen – *dienest* und *lôn*, Liebedienst und Liebeslohn bzw. ihr Verhältnis zueinander und die damit verbundene gleichsam minnerechtliche Lage: Der Ritter erwirbt sich durch seinen Dienst ein Anrecht auf den im Minnevertrag zugesagten Lohn, begeht aber durch den Schlaf vor dem Rendezvous einen

Untersuchung in der von MEYER herausgegebenen Reihe ›German Studies in America‹ (erschien.) Vgl. auch schon HANS FROMM, Komik und Humor in der Dichtung des deutschen Mittelalters, DVjs 36 (1962), S. 321–339, hier S. 335 f. Gegen die These eines parodistischen Gehalts wendet sich nachdrücklich FISCHER [Anm. 2], passim; vgl. jetzt auch GLAUCH [Anm. 2], S. 308–311.

12 Vgl. BORCK [Anm. 7]; TOMAS TOMASEK, Die mhd. Verserzählung ›Moriz von Craûn‹. Eine Werkdeutung mit Blick auf die Vor-Geschichte, ZfdA 115 (1986), S. 254–283; EVA WILLMS [u. a.], Der ›Moriz von Craûn‹ als politische Satire. Eine alte These – neu begründet, GRM 44 (1994), S. 129–153.

13 So etwa ZIEGELER [Anm. 2], Sp. 698: »[D]ies erklärt die Spannungen, die sich z. T. in den Figuren [...], aber auch generell im Duktus der Erzählung ergeben, die ihren eigenen narrativen Regeln gehorcht.«

Fehler, eine Minnesünde.¹⁴ Zur Diskussion stünde die Frage, ob diese Sünde den Vertrag gleichsam entwertet und daher Lohnverweigerung zur Folge haben muss und darf (so die Position, für die die Gräfin von Beamunt stünde), oder ob sie zu verzeihen, der Lohn folglich auszuzahlen ist und eine Lohnverweigerung, wie sie die Gräfin beabsichtigt, das eigentliche Fehlverhalten darstellt (so die Position, für die Mauritius stünde). Die Antwort aber bleibt unklar. Der Text jedenfalls gibt sie nicht oder nur gebrochen. Gerade dazu, welche der zwei Figuren, die Gräfin oder Mauritius, richtig handelt, wer die kleinere und wer die eigentliche Schuld trägt, vermittelt er widersprüchliche Informationen.¹⁵ Und so hat zuletzt DOROTHEA KLEIN die ›Thesenthese‹, also die These von der quasi-rechtlichen These, die der ›Mauritius‹ transportiere, zurückgewiesen und deren Prämisse, nämlich die angenommene minnekasuistische Konstruktion, in den stofflichen Rahmen, aus dem der ›Mauritius‹ oder dessen vermutete französische Vorlage schöpfen, verwiesen: »Die Exemplifizierung eines Minnekasus setzt Eindeutigkeit in der Schuldfrage voraus. Genau das trifft für das Fabliau, nicht aber für den ›M[auricius] v[on] C[raûn]‹ zu.«¹⁶

14 Dieses Erzählmotiv ist verbreitet: vgl. YOLANDO PINO-SAAVEDRA, Das verschlafene Stelldichein. Ein kleiner Beitrag zum Märchentyp AT 861, in: Volksüberlieferung. Festschrift für Kurt Ranke zur Vollendung des 60. Lebensjahres, hg. von FRITZ HARKORT [u. a.], Göttingen 1968, S. 313–320; zusammenfassend CHRISTINE GOLDBERG, Rendezvous verschlafen, Enzyklopädie des Märchens 11 (2004), Sp. 570–574. Belege aus der deutschen oder französischen Literatur des Mittelalter fehlen allerdings; verwiesen sei daher auch auf AaTh D1972 (»Lover's magic sleep at rendezvous«) und T35.0.2 (»Magic sleep causes lover to miss appointment with mistress«): STITH THOMPSON, Motif-index of Folk-Literature. A Classification of Narrative Elements in Folktales, Ballads, Myths, Fables, Medieval Romances, Exempla, Fabliaux, Jest-books, and Local Legends. Rev. and enlarged edition, Bloomington 1955–1958. Vgl. ferner die Belege zum Motiv »Sleeping Charm« in HELMUT BIRKHAN [u. a.], Motif-index of German Secular Narratives from the Beginning to 1400, Berlin/New York 2005–2006.

15 Gegen die in der Forschung häufiger gesehene Schuldhaftigkeit des Mauritius, die er in V. 1396–1403 sowie in V. 1462 (vgl. auch V. 1236–1241) selber bekennt, stehen die Schuldbekanntnisse der Zofe in V. 1294–1303 und der Gräfin in V. 1654 f. und V. 1661–1664. Ferner wird der Gräfin mehrfach durch die Zofe oder den Erzähler Schuld zugewiesen: V. 1257, V. 1314, V. 1407–1410, V. 1424–1429 und V. 1729. Vgl. zum Problem auch ZIEGLER [Anm. 2], Sp. 699, KLEIN [Anm. 2], S. 26 und S. 34 mit Anm. 62, FISCHER [Anm. 2], S. 176–200, S. 223–239 sowie unter dem Gesichtspunkt geschlechtsorientierter Identitätsmuster RICARDA BAUSCHKE, ›Sex‹ und ›gender‹ als Normhorizonte im ›Moriz von Craûn‹, in: *Manlichiu wîp, wîplich man*. Zur Konstruktion der Kategorien ›Körper‹ und ›Geschlecht‹ in der deutschen Literatur des Mittelalters, hg. von INGRID BENNEWITZ/HELMUT TERVOOREN, Berlin 1999 (Beihefte zur ZfdPh 9), S. 305–325. Eine genaue Analyse der Informationssteuerung und Sympathie lenkung im Text bietet jetzt DIMPEL [Anm. 4], S. 291–318.

16 KLEIN [Anm. 2], S. 34.

III.

Offenkundig ist: Der ›Mauritius‹ erzählt von der höfischen Minne, und zwar vom Dienst-und-Lohn-Konzept der Hohen Minne, oder, denkt man von der angenommenen französischen Vorlage her, von der *fin'amor*. Es geht damit um eines der zentralen Themen des höfischen literarischen Diskurses im 12. und 13. Jahrhundert, gleichzeitig um ein in seiner logischen Fügung reizvolles abstraktes Modell, das seine Ordnung erst in einem nicht weniger abstrakten System höfischer Werterelationen findet.¹⁷ Dieses Modell setzt sich auf einfachster Ebene aus folgenden Bausteinen zusammen: Mit der Hohen Minne wird – vorrangig in der Lyrik – ein fiktionales Konstrukt mit festen Konstanten entworfen. Im steten Dienen um die Gunst seiner Minnedame versucht der Minneritter deren Zuneigung zu erwerben und zur Erfüllung seiner Liebe zu gelangen. Die höfische Liebe verwirklicht sich so in der Unterordnung des Mannes, der sich als Diener seiner Dame betrachtet und durch sein beständiges Bemühen sich zu verbessern und damit seiner Herrin würdig zu werden zu moralisch-ethischer Vervollkommnung gelangt. Die Minneherrin selber verhält sich im Rahmen des Modells abweisend, vor allem aber ist sie, etwa aufgrund einer Verheiratung, für den Werbenden gar nicht erreichbar, die Liebe daher eine illegitime, die nach den Regeln der Hohen Minne unerfüllt bleiben wird, da sie unerfüllt bleiben soll. Der Romanist LEO SPITZER konzeptionalisierte diese strukturelle Figur von der Liebe, deren Kernbedingung ihre Unerfüllbarkeit ist, unter dem Begriff des *paradoxe amoureux*: »amour qui ne veut posséder, mais jouir de cet état de non-possession [...], amour chrétien transposé sur le plan séculier.«¹⁸

17 Vgl. nur RÜDIGER SCHNELL, *Causa Amoris*. Liebeskonzeption und Liebesdarstellung in der mittelalterlichen Literatur, Bern/München 1985; DERS., Die »höfische Liebe« als »höfischer« Diskurs über die Liebe, in: *Curialitas*. Studien zu Grundfragen der höfisch-ritterlichen Kultur, hg. von JOSEF FLECKENSTEIN, Göttingen 1990 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 100), S. 231 – 301; HARALD HAFERLAND, *Hohe Minne*. Zur Beschreibung der Minnekanzone, Berlin 2000 (Beihefte zur ZfdPh 10). Innerhalb der fächerübergreifenden Vielzahl einschlägiger Forschungsbeiträge zum Thema sei ferner nur auf den methodisch wichtigen Beitrag INGRID KASTENS verwiesen: Der *amour courtois* als »überregionales« Kulturmuster. Skizze zum Problem einer Begriffsbildung, in: *Interregionalität der deutschen Literatur im europäischen Mittelalter*. Papers presented at a conference held in Kassel, hg. von HARTMUT KUGLER, Berlin/New York 1995, S. 161 – 174.

18 LEO SPITZER, *L'amour lointain de Jaufré Rudel et le sens de la poésie des troubadours*, Chapel Hill, NC 1944 (University of North Carolina studies in the Romance languages and literature 5), S. 2. Vgl. zum Problem in der jüngeren Forschung vor allem das Kapitel »Hohe Minne als Paradox« bei HAFERLAND, [Anm. 17], S. 281 – 302, der es gegenüber SPITZERS Zugriff allerdings entscheidend verkürzt, wenn er es auf den Widerspruch zwischen der Aussichtslosigkeit und dem Andauern des Minnewerbens reduziert: symptomatisch das verfälschende Zitat SPITZERS ebd., S. 281, Anm. 5.

Die systemimmanent und literarideologisch immer schon gewusste und vorausgesetzte, literarisch jedoch stets neu eingeholte Unerfüllbarkeit ist aber nicht nur ideologische Kernbedingung, sie ist auch literarischer Clou des höfischen Modells von der Hohen Minne. Es entsteht ein logisches Paradox: Was Voraussetzung ist, wird Ergebnis. Die Möglichkeitsbedingung der Liebe ist ihre Unmöglichkeit, ihr Sein liegt im Nichtsein, ihre Verwirklichung wäre ihre Entwertung. Das Minneparadox öffnet einen semantischen Leerraum; diesen Leerraum ordnet ein Wissen, über dessen Konturen sich die adelige Gesellschaft seit dem 12. Jahrhundert ideologisch zu stilisieren und zu inszenieren scheint: ein System höfischer Werte und Tugenden,¹⁹ deren Sicherung im Zusammenhang des literarischen Modells der Hohen Minne gerade in der Not des vergeblich Liebenden und Dienenden besteht. Als Diskussion dieses Wissens lässt sich die höfische Literatur in ihren verschiedenen Gattungen auch übergreifend erfassen. Im Rahmen der Ordnung dieses Wissens, oder besser der Verwaltung dieser Ordnung, möchte ich den ›Mauritius‹ lesen. Er scheint mir auf diese Weise immanent und in seinem literarischen Kontext analysierbar, ohne dass ein ›missing link‹, der Platzhalter eines verlorenen Verbundelements, angenommen werden muss.

Der ›Mauritius‹ führt uns – nicht als einziger Vertreter der höfischen Literatur – den Bruch des *paradoxe amoureux* vor. Dies könnte die quasimechanische Folge schon der Narrativierung eines eigentlich lyrischen Konzepts sein, das als ›Handlung‹ einen inhärenten Widerspruch birgt. Mit dem Perpetuum des Dienstes, das die Kernidee der Hohen Minne ist, geht es – bewusst widersprüchlich formuliert – um die Statik von Dynamik. Um dieses gedankliche Oxymoron umzusetzen, ist die lyrische Gattung geeignet; erst aus der Vertextung in eine ablaufende narrative Handlung entsteht ein strukturelles Problem.²⁰

19 Charakteristikum dieses leicht katalogisierbaren Wertesystems ist, dass es im zeitgenössischen Bewusstsein nicht in abstrakter oder theoretisierter Form existiert zu haben scheint, sondern in literarischer Form reflektiert wurde. Am ehesten erfassbar wird es so im historisch-semantischen Zugriff auf Schlüsselbegriffe der höfischen Kultur: vgl. etwa OTFRID EHRISMANN, *Ehre und Mut, Äventiure und Minne*. Höfische Wortgeschichten aus dem Mittelalter, München 1995. Eine übergreifende kulturgeschichtliche Untersuchung fehlt; vgl. zusammenfassend JOACHIM BUMKE, *Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter*, München⁸ 1997, S. 416–430. Die ältere Forschung sammelt der Band: *Ritterliches Tugendsystem*, hg. von GÜNTHER EIFLER, Darmstadt 1970 (WdF 56), der auch die einflussreichen Beiträge GUSTAV EHRISMANNs aus den Jahren 1919 und 1927 zur Frage eines ›ritterlichen Tugendsystems‹ enthält und die Diskussion um seine – heute verworfene – These dokumentiert.

20 Auf den Gattungswechsel und seine erzählerischen Konsequenzen wies bereits CHRISTA ORTMANN hin: *Die Bedeutung der Minne im ›Moriz von Craûn‹*, PBB Tüb. 108 (1986), S. 385–407, bes. S. 394–401. Vgl. ferner FRITSCH-RÖSSLER [Anm. 11] und jetzt auch KATHARINA PHILIPOWSKI, *Aporien von dienst und lôn in lyrischen und narrativen Texten am Beispiel von ›Mauritius von Craûn‹ und ›Heidin‹*, GRM N. F. 59 (2009), S. 211–238,

Zugleich aber gewinnt der gebrochene *paradoxe amoureux* literarischen Reiz gerade aus dem Wissen um das dort Gebrochene. Die Konsequenzen und Begleiterscheinungen dieser Operation führt der ›Mauritius‹ vor – und mit ihm mehrere andere höfische Kurzerzählungen des 13. Jahrhunderts, die sie ebenfalls erproben (vgl. unten, S. 134). Am ›Mauritius‹ sei sie im Folgenden skizzenhaft demonstriert: zunächst handlungsübergreifend und makrostrukturell (IV.), dann im mikrostrukturellen Zugriff auf eine einzelne Szene (V.).

IV.

Dass die Figuren des ›Mauritius‹ nach höfischen Werten handeln, also in ihren jeweiligen Handlungszügen bestimmte Werte umsetzen, ist stets gesehen worden und auch Teil der minnekasuistischen Deutung der Erzählung. Die Handlungsstruktur der Geschichte ist konsequent über diese ›Wertezüge‹ begreifbar. Nicht ein lebensweltlicher oder realistischer Konnex fügt die Handlungen der Figuren aneinander; es liegt aber auch kein finaler oder, wie zur Erklärung diskohärenter Erzählstrukturen in der mediävistischen Forschung gelegentlich herangezogen, ›von hinten‹ gesteuerter Handlungszusammenhang vor²¹ – sondern die Handlungsregie führt ein Referenzsystem von Werten in ihrer positiven oder negativen Präsenz: Jede Figurenhandlung oder -entscheidung innerhalb der Erzählung lässt sich als jeweils verschieden graduierte Negierung oder Bestätigung eines bestimmten höfischen Wertes verstehen und scheint daraufhin auch gestaltet zu sein. Nahezu alle Handlungszüge des ›Mauritius‹ sind unter einem von zwei Gesichtspunkten charakterisierbar, die ich als ›Überhandeln‹ und ›Unterhandeln‹ bezeichnen möchte.

Deutlich zeigt dies etwa die Turnierhandlung. Das Turnier, das Mauritius ausrichtet, wird nicht nur mit möglichstem Aufwand und in möglichster Pracht vorbereitet²² – sondern im Mittelpunkt seiner narrativen Präsentation steht, weit darüber hinausreichend, die verbildlichte Möglichmachung, ›Vermöglichung‹,

GLAUCH [Anm. 2], S. 291 f., sowie die Hinweise bei HARTMUT BLEUMER/CAROLINE EMMELIUS, Generische Transgressionen und Interferenzen. Theoretische Konzepte und historische Phänomene zwischen Lyrik und Narrativik, in: Lyrische Narrationen – narrative Lyrik. Gattungsinterferenzen in der mittelalterlichen Literatur, hg. von H. B./C. E., Berlin/New York 2011 (TMP 16), S. 1 – 39, hier S. 11, Anm. 28.

21 Grundlegend CLEMENS LUGOWSKI, Die Form der Individualität im Roman. Studien zur inneren Struktur der frühen deutschen Prosaerzählung. Mit einer Einleitung von HEINZ SCHLAFFER, Frankfurt ²1994 (zuerst 1932) (stw 151). Zur Wiederaufnahme der Überlegungen LUGOWSKIS: Formaler Mythos. Beiträge zu einer Theorie ästhetischer Formen, hg. von MATÍAS MARTÍNEZ, Paderborn 1996 (Explicatio).

22 Vgl. ›Mauritius‹ [Anm. 2], V. 621–872. Zur Inszenierung des Turniers vgl. ausführlich PLAUMANN [Anm. 4] sowie bes. FISCHER [Anm. 2], S. 101 – 157.

des Unmöglichen:²³ Mauritius reist mit einem Schiff über Land an. In Begriffen höfischen Wissens und im *paradoxe amoureux* bedeutet das eine maximale Dienstleistung: Die Werte des *dienest* und der *staete* werden in ihr Maximum überzeichnet. Auch die erste Handlung des dann folgenden Turniers ist das im höfischen Sinne maximale Aus für einen der Beteiligten, nämlich für den Ehemann der Gräfin: Er tötet seinen Gegner – ein strukturelles ›Überhandeln‹, das wiederum ein sofortiges ›Unterhandeln‹, den weinenden Rückzug des Ehemanns, zur Folge hat und gleichermaßen zur Nihilierung der Figur von der Erzählfläche führt. Es folgt der Bericht von Mauritius' Turniertreiben – auch hier wird, unterstrichen durch viele erzählerische Signale, vor allem eines erzählt: das maximale Musterverhalten, maximaler *dienest* an der Gräfin durch maximalen Einsatz im Kampf (V. 979 – 1015), dabei auch maximale *milte* (V. 1025 – 1066), wieder in einer anschaulichen Verbildlichung bis aufs Äußerste, nämlich fast bis auf die nackte Haut: Mauritius möchte noch seine Hosen hergeben, findet dafür allerdings keinen Abnehmer (V. 1070 – 1073). Auf ähnliche Weise, nämlich in die Überzeichnung höfischer Werte, lassen sich alle folgenden wesentlichen Handlungszüge abstrahieren. Der Schlaf des Protagonisten bedeutet die maximale hier denkbare Reduzierung seiner Aktivität – die Handlung wird gleichsam auf ›unter Null‹ heruntergefahren, seine vorher in ›Überhandlung‹ bewiesene *staete* hier nun in ›Unterhandlung‹ erzählt. Der Reaktion der Gräfin, ihrer Dienstaufkündigung als maximaler Verletzung der *triuwe*, folgt, nun wieder im ›Überhandlungsbereich‹, überkonkret, das gewaltsame Eindringen in das Schlafzimmer als strukturell besehen maximaler Wiedereinsatz von *staete* und *triuwe*.

Die konstante Über- oder Unterzeichnung nahezu jeder Figurenhandlung im ›Mauritius‹ ist das markanteste Merkmal seiner narrativen Faktur. Es geht also, so die Hypothese, jedenfalls im deutschen ›Mauritius‹ nicht um ›richtiges‹ oder ›falsches‹ Handeln auf der Figurenebene – sondern es geht, auf der Ebene der Narrativierung, darum, wie höfisches Wissen auserzählbar ist. Die Frage, wessen Partei die Erzählung ergreift, erübrigt sich, wird sie unter dieser Perspektive gelesen. Wie dieser Befund im literarhistorischen Sinne zu bewerten ist – ob als ein Erproben oder als eine Kritik, etwa in Form einer Parodierung, wie es die Forschung bereits vorgeschlagen hat – hängt von der ungelösten Datierungsfrage ab. Systematisch (anstatt literar-historisch) betrachtet aber ist der Unterschied gering.

23 Versprachlicht im wiederholten Unsagbarkeitstopos: V. 625, V. 637, V. 706.

V.

Die wohl markanteste Szene des ›Mauritius‹ ist die Schlafzimmerszene.²⁴ Sie beginnt mit einem ›Über‹ an Handlung im Sinne einer hohen Geschehensdichte. Der Protagonist öffnet mit brachialer Gewalt die Tür zum Schlafzimmer, marschiert vor das Bett und bietet in seinem Kampf- und Turnieraufzug einen drastischen Anblick. Die Figur ist damit strukturell so überzeichnet, dass der zuvor narrativ nihilisierte Ehemann erwacht und mit solcher Kraft in die Handlung wiedereintritt, dass er sofort wieder herausfällt: Er stößt sich wie beschrieben vor Wucht des Aufschreckens am Bett und fällt in Ohnmacht. Überraschend ist, dass ihm Mauritius darin gewissermaßen folgt: Die Minneerfüllung, also die ›Lohnzahlung‹, im Schlafzimmer ist nicht die Vergewaltigung, als die sie in der Forschung häufig beschrieben wurde.²⁵ Vielmehr gerät Mauritius nach der überstark gezeichneten Handlungspartie seines gewaltsamen Eindringens in das eheliche Bett sofort in ›Unterhandlung‹. Einmal im Bett, liegt er dort, und zwar in völliger Passivität. Es ist die Gräfin, die die Initiative ergreift, zunächst, indem sie ihn küsst – vergeblich –, schließlich schon nachdrücklicher, indem sie ihn umarmt – mit Erfolg: *nu begunde er ouch erwarmen* (V. 1614). Auf die anschließende Liebesvereinigung der beiden folgt wiederum eine überraschende Umkehr: Mauritius kündigt seinen Dienst auf, verlässt die Dame und zieht in die Ferne.

Was in dieser merkwürdigen, in ihren Zügen konträr verschachtelten Handlungskonstellation vorliegt, ist das auserzählte logische Paradox der höfischen Liebe: die vermöglichte Unmöglichkeit, die eigentlich Bedingung wäre. In drei aufeinander folgenden Doppelbewegungen wird mit jeweils umgekehrten Zeichen erzählt, wie die Liebenden zusammenkommen, wie also die Minne erfüllt – und eben nicht erfüllt – wird. Dreimal wird gezerrt und entzerrt: zunächst in Mauritius' überzeichnetem Sturm ins Ehegemach, auf den ein Rückfall in die Passivität folgt, dann in seinem absurd unterzeichneten ›Sieg‹ über den Ehemann, der nicht etwa das Ergebnis eines Kampfes, sondern nur Resultat einer Projektion des Unterlegenen ist, schließlich in der beinahe unterbliebenen, erst von der Dame herbeigeführten körperlichen Vereinigung, auf die aber die sofortige Abkehr des Protagonisten folgt. Und so erscheint es dann auch nur konsequent: Keines der hier auserzählten Elemente dürfte in der Hohen Minne, die die Liebeserfüllung ausschließt, vorkommen. Erst die Dynamik der Narration erzwingt sie. Gleichzeitig mit jeder der Handlungsbewegungen fällt der Protagonist daher zeichenhaft in die statische Position des Modells zurück. Die Schlafzimmerszene wird sichtbar als Narrativierung eines impliziten Parado-

24 Die folgenden Ausführungen schließen an die Untersuchung KLEINS [Anm. 1] an.

25 Vgl. dazu bereits die Bemerkungen bei FRITSCH-RÖSSLER [Anm. 11], S. 241 f., Anm. 20.

xons, als ein mehrfaches ›Switchen‹ zwischen dessen antinomischen Polen. Ein Ablauf, die Dynamik der Statik einer strukturellen Figur also, entsteht hier durch rational unverbundene Schlaglichtmomente – aber darum geht es nicht. Es geht um den Akt des ›Rüttelns‹ eines statischen Modells in eine erzählte Handlung; fast möchte man sagen: um ein Stück Erzählkasuistik.

VI.

Im Rahmen einer Heuristik, die auf die Annahme eines verlorenen Verbundelements zu verzichten und von einem ›gesättigten‹ Text auszugehen versucht, erscheint der ›Mauritius‹ als das erzählerische Protokoll einer Wissensordnung verstehbar – vielleicht als eine Art Fingerübung. Die Erzählung thematisiert die Frage, wie die Parameter dieser Ordnung erzählerisch umsetzbar sind, und wie insbesondere ein so artifizielles und widersprüchliches Modell wie das der Hohen Minne innerhalb der Bedingungen der neu entstandenen höfischen Literatur in erzählte Handlung transportiert werden kann. Das Liebeskonstrukt wird nicht, wie KLEIN vermutet, »auf seinen Wirklichkeitsanspruch hin überprüft«,²⁶ sondern auf seine Literarisierungsfähigkeit. Der ›Mauritius‹ – und mit ihm einige andere, strukturell verwandte Kurzerzählungen des 13. Jahrhunderts – leistet Arbeit an der fiktionalen Welt. Ein solcher Gedanke geht davon aus, dass mit dem Entstehen einer neuen Literatur ab dem Ende des 12. Jahrhunderts in Deutschland eine neue Form eines übergreifenden fiktionalen Weltmodells sukzessive angelegt, geordnet und im Bewusstsein der am literarischen Diskurs Beteiligten verankert wurde.²⁷ Dieses gewusste literarische Weltmodell ist – unter anderem – erfassbar über ein System höfischer Werte, die ihrerseits in Modellen wie dem der Hohen Minne ästhetisiert und zusätzlich abstrahiert werden. Greifbar wird ein Stück ideellen Wissens in artifizierlicher Formation,²⁸

26 KLEIN [Anm. 2], S. 39.

27 Hieraus eine literargeschichtliche Einordnung oder gar Datierung des ›Mauritius‹ abzuleiten, ist nicht beabsichtigt. Zu bemerken ist, dass ORTMANN [Anm. 20], S. 401, aus ähnlichen Überlegungen auf eine »Spätestdatierung« schloss: Der ›Mauritius‹ setze die Kenntnis der höfischen Minnediskussion voraus. Mit Blick auf die Entwicklung des Modells der Hohen Minne allein in der mittelhochdeutschen (ganz zu schweigen von der französischen) Lyrik schon im 12. Jahrhundert ist dieser Schluss kaum berechtigt. Gerade die ›rheinischen‹ Minnesänger um Friedrich von Hausen, Initiatoren des Modells in der mittelhochdeutschen Liebeslyrik, wirkten zudem in vergleichsweise geographischer Nähe zum vermuteten Entstehungsraum des ›Mauritius‹.

28 Mein Begriff der »Wissensordnung« unterscheidet sich insofern von den weitergefaßten »Ordnungen des Wissens« zur Strukturierung der Wirklichkeitswahrnehmung etwa bei UDO FRIEDRICH, Ordnungen des Wissens, in: Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte, hg. von CLAUDIA BENTHIE und HANS RUDOLF VELTEN, Reinbek bei Hamburg 2002, S. 83–102; vgl. auch HANS-JÜRGEN BACHORSKI/WERNER

dessen spezifische Ordnung auf einer kulturellen Verabredung beruht und das erst über den Umweg des Imaginären der Wirklichkeitsdeutung dienbar werden kann – in Form einer Selbstvergewisserung: Literarische Koordination erfolgt über eine literarisierte ideelle Ethik, die an Interesse dadurch gewinnt, dass sie gleichzeitig eine Art Koppelungsfunktion zwischen literarischer und reeller Welt der Hofgesellschaft um 1200 besitzt und so gewissermaßen als Reißbrett der Ästhetisierung und Vertextung des Wahrnehmbaren funktionieren kann. Dies tut sie nicht durch Entsprechung, Abbildung oder Nachahmung, sondern nach allem, was sich über die lebensweltlich-historische Faktizität des hohen Mittelalters heute aussagen lässt, vielmehr durch kontrafaktische Schnittstellen.²⁹

Fasst man auf diese Weise mit der höfischen Literatur einen Diskurs über die Einsetzung, die Regeln und die Gültigkeit einer ideellen Ethik, die ihren Reiz eher über ihre antipodischen Berührungen mit der Realität als über eine tatsächliche lebensweltliche Relevanz gewinnt, dann erscheint, zumal bei solchen Texten, die die Verhandlung dieser Ethik mit demonstrativer Geste in den Vordergrund stellen, am adäquatesten eine Lektüre, die sie konsequent als Arbeit am fiktionalen Weltmodell und, mehr noch, an den Verfahren der Vertextung dieser Welt zu erfassen versucht. Als eine solche ›Verfahrenserprobung‹ könnte der ›Mauritius‹ lesbar sein – und das gilt mit ihm für eine Reihe von Kurzerzählungen des 13. Jahrhunderts. Sie weisen thematische und handlungsstrukturelle Gemeinsamkeiten mit dem ›Mauritius‹ auf, die in der Forschung wenig Beachtung fanden: Zu nennen sind etwa die ›Frauentreue‹ und der ›Schüler von Paris‹, beide allerdings wohl erst am Ende des 13. Jahrhunderts entstanden.³⁰ Versteht man die relativ kleine Gruppe höfischer Kurzerzählungen des 13. Jahrhunderts³¹ aus dieser Perspektive gleichsam als ›Verfahrenserprobungen‹ höfischer Ordnung, scheinen sie, mit Rückversicherungen wie etwa der Lizenz zur Komik ausgestattet, eine in den etablierteren und vielleicht als ver-

RÖCKE, Weltbilder. Ordnungen des Wissens und Strukturen literarischer Sinnbildung, in: Weltbildwandel. Selbstdeutung und Fremderfahrung am Epochenübergang vom Spätmittelalter zur Frühen Neuzeit, hg. von H.-J. B./W. R., Trier 1995 (Literatur – Imagination – Realität 10), S. 7–17.

29 Deutlich herausgearbeitet etwa von BUMKE [Anm. 19], S. 430–451. Vgl. auch SCHNELL, *Causa Amoris* [Anm. 17], S. 103–114 sowie DERS., Die »höfische Liebe« [Anm. 17].

30 Beide Erzählungen in: *Novellistik des Mittelalters. Märendichtung*, hg. von KLAUS GRUBMÜLLER, Frankfurt 1996 (Bibliothek des Mittelalters 23), S. 470–491 bzw. S. 296–335. Erzählt wird auch hier jeweils von einer erhörten Liebe durch eine eigentlich unerreichbare Frau, also vom Bruch des Minneparadoxes. Wie auch im ›Mauritius‹ ist dies mit Überkonkretisierung und fraglichem Konnex der Handlung verbunden. Auf die strukturelle und inhaltliche Ähnlichkeit der ›Frauentreue‹ mit dem ›Mauritius‹ wies bereits REINITZER [Anm. 2], S. XVIII, hin.

31 Vgl. den Typ des ›höfisch-galanten Märe‹ bei HANNS FISCHER, *Studien zur deutschen Märendichtung*, 2., durchgesehene und erweiterte Auflage besorgt von JOHANNES JANOTA, Tübingen 1983, bes. S. 109–111.

bindlicher empfundenen Großgattungen geführte Diskussion simultan zu flankieren und so ein im Gang befindliches Gespräch gleichsam zu soufflieren.

Für den ›Mauritius‹ ließe sich diese Hypothese auch auf die unmittelbar technischen Details, die Rahmung der erzählten Form, ausdehnen und damit eine weitere Besonderheit des Textes beleuchten: KURT RUH zählte aus, dass von den 1784 Versen des ›Mauritius‹ mehr als die Hälfte auf nicht handlungserzählende Partien entfällt³² – angefangen mit dem in der Forschung vieldiskutierten, überdimensional langen Prolog,³³ weiter über die langen Beschreibungen und reflektierenden Erzählereinschübe, ein in diesem Maß, so RUH, »einzigartiger Fall«. All das aber, so ebenfalls schon RUH, sind »Elemente par excellence des höfischen Romans«:³⁴ typische Versatzstücke also des im Gang befindlichen Prozesses der Artifizialisierung literarischer Form im höfischen Diskurs und in höfischer Ordnung, in den sich auch die Handlungsphänomenologie der Erzählung fügt.

Die literarische Reihenbildung, von deren nicht zuletzt hermeneutisch bedingter Unvermeidbarkeit dieser Beitrag einleitend ausging, ist auf diese Weise gegeben. Welchen Beitrag indes gerade der ›Mauritius‹ als ›narrativer Kasus‹ in dieser Reihe leistet, bleibt abhängig von seiner chronologischen Position darin – also von einer Frage, deren Antwort wir nicht kennen.³⁵

32 Vgl. RUH [Anm. 10], S. 130.

33 Zum Verhältnis von Prolog und Handlung zuletzt BAUSCHKE [Anm. 15], S. 308–320; vgl. ferner FISCHER [Anm. 2], S. 15–51, sowie jetzt GLAUCH [Anm. 2], S. 276–286.

34 RUH [Anm. 10], S. 130 und S. 143.

35 Erst nach Abschluss dieses Aufsatzes erschien GLAUCHS [Anm. 2] Studie zur Poetologie deutschsprachigen Erzählens um 1200. GLAUCH legt darin (S. 265–325) einen neuen und weitführenden Vorschlag zur Erklärung des ›Mauritius‹ vor, der sich in manchen Punkten mit dem hier skizzierten berührt, aber zu abweichendem Ergebnis führt. In der disparaten Struktur des Textes vermutet GLAUCH eine »unorganisch[e]« (ebd., S. 324) Überlagerung von Inhalten der verlorenen französischen Vorlage – die zur Abfassungszeit des deutschen Textes »einen (sach- und gesellschafts-)kulturellen Vorsprung von zwei bis drei Jahrzehnten transportiert haben [muß], wenn sie direkt nach ihrer Entstehung übertragen wurde« (ebd., S. 323) – und dem noch wenig fortgeschrittenen Stand literarischer Formkunst im Deutschen vor oder um 1200. Für den ›Mauritius‹-Autor hätte das bedeutet: »Wo die Geschichte (*histoire*) [der Vorlage, C.P.] in ihrer geforderten Straffheit zu schlicht aussehen mochte und eine andere, lakonischere Erzählweise verlangt hätte – die mangels irgendwelcher Gattungsvorbilder aber nicht zuhanden war, denn das literarisierte deutsche Märe existierte noch nicht –, wurde sie auf der Ebene des *discours* mit einer geschichtsepischen, einer minneethischen und diversen romantypischen Verlängerungen angestückt« (ebd., S. 323 f.). Im Unterschied zur oben vorgeschlagenen Deutung als ›Verfahrenserprobung‹ experimentellen Charakters wertet GLAUCH die generischen Verschränkungen der Erzählung – mutiger – als Resultat künstlerischen Scheiterns des deutschen Bearbeiters, also ausdrücklich als nicht intentional (vgl. bes. ebd., S. 323–325). Diese Perspektive scheint mir durchaus bedenkenswert. GLAUCH entwickelt sie in einer facettenreichen Analyse des gesamten Textes, während meine eigenen Überlegungen sich auf einen einzelnen Aspekt, die Umsetzung des Minneparadoxes, beziehen. Ihre Analysen zur »Bewegung« und zum »Narrativen Auswuchern« (ebd., S. 287–294) im ›Mauritius‹ aber nehmen vieles vorweg, das auch hier formuliert ist.